

Die Bremskraft der Dialekte

Kulturelle Grenzen in Deutschland schränken die Mobilität auf dem Arbeitsmarkt ein. Viele Menschen bevorzugen Regionen mit ähnlicher Mundart.

Ferdinand Knauf
Düsseldorf

George Bernard Shaw wusste, wie stark unser Bild vom anderen durch dessen Sprache geprägt wird: „Es ist einem Engländer unmöglich, den Mund aufzumachen, ohne sich den Hass oder die Verachtung irgendeines anderen Engländer zuzuziehen“, schrieb er 1916 im Vorwort seines Theaterstücks „Pygmalion“, das später als Musical „My Fair Lady“ bekannt (und verfilmt) wurde.

Was für England gilt, trifft auch auf Deutschland zu, wie die Häme gegen Günther Öttingers schwäbendes Englisch kürzlich erst wieder bewiesen hat. Die herzliche Abneigung zwischen den Sprechern verschiedener Dialekte in Deutschland ist aber nicht nur ein Thema fürs Kabarett, sondern hat ganz handfeste ökonomische Effekte.

Auch im Zeitalter der Globalisierung machen Schwaben lieber mit anderen Schwaben Geschäfte als mit Sachsen, Rheinlandern oder Ostfriesen. Diesen Zusammenhang zwischen regionalen Mundarten und dem Wirtschaftsgeschehen belegt eine Studie, die der Marburger Sprachwissenschaftler Alfred Lameli gemeinsam mit Ökonomen vom Max-Planck-Institut für Ökonomik, vom Ifo-Institut für Wirtschaftsforschung und vom Forschungsinstitut zur Zukunft der Arbeit vorgelegt hat („Dialects, Cultural Identity, and Economic Exchange“, IZA Discussion Paper 4743).

Kulturelle Gemeinsamkeiten stärken Vertrauen bei Geschäften

Kürzlich hatten schon die Ökonomen Luigi Guiso, Paola Sapienza und Luigi Zingales im „Quarterly Journal of Economics“ nachgewiesen, dass sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeiten das gegenseitige Vertrauen bei internationalen Wirtschaftstransaktionen erhöhen. Dass dies aber auch innerhalb einer Sprachgemeinschaft zutrifft, war bislang unbekannt. Unterschiede zwischen Dialekten bewirken offenbar ein Gefühl der Fremdheit bei vielen Menschen, das ihr ökonomisches Verhalten beeinflussen kann.

Gemessen haben die Forscher in der aktuellen Studie allerdings nicht den Austausch von Waren oder Dienstleistungen, sondern die privaten Umzüge zwischen den Gemeinden in den Jahren 2000 bis 2006. Sie gehen aber davon aus, dass Umzüge meist Arbeitsmarktentscheidungen widerspiegeln und damit ein Indiz für wirtschaftliche Kontakte sind.

Diese Daten setzten sie in Beziehung zum „Sprachatlas des Deut-

schen Reiches“, einem einmaligen Schatz der Sprachwissenschaft: Georg Wenker hatte zwischen 1879 und 1888 an mehr als 45 000 Schulen den Schülern 40 hochdeutsche Sätze vorgelegt, die sie in ihren Dialekt übersetzten. Daraus entstanden 1600 Karten, die die regionalen Unterschiede deutscher Mundarten exakt abbildeten.

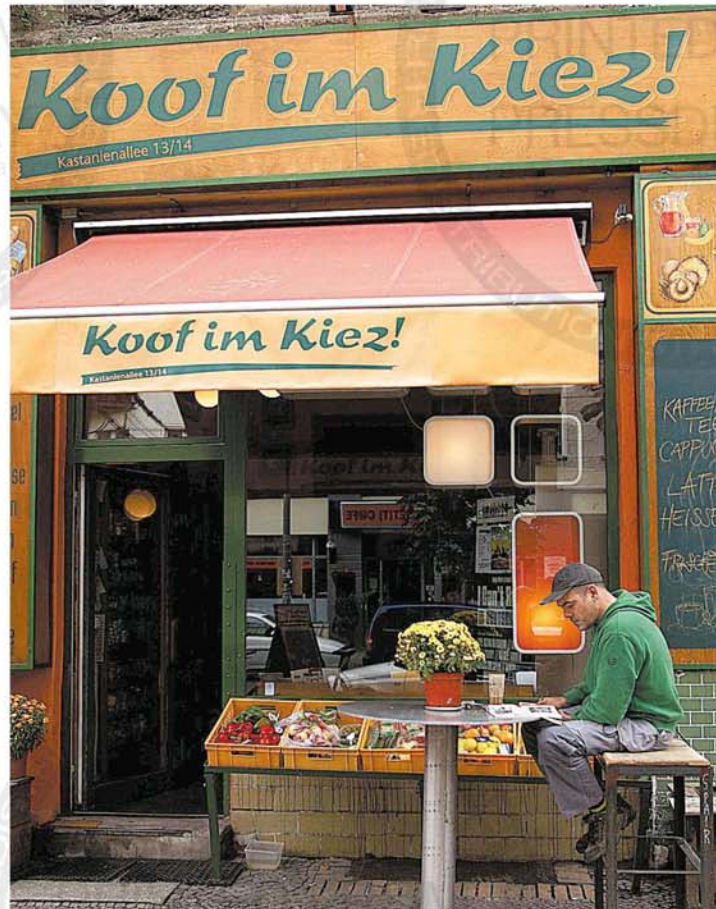
Obwohl seither die innerdeutsche Mobilität stark zugenommen und die Verwendung von Dialekten stark abgenommen hat, zeigte sich eindeutig, dass auch heute bei Umzügen Regionen mit ähnlichem Dialekt bevorzugt werden. Zwar haben natürlich auch andere Umstände einen Einfluss, zum Beispiel Reisezeiten, Ländergrenzen, Landschaftsbild oder die Anziehungskraft bestimmter Städte. Aber am deutlichsten lassen sich die Umzugsvorlieben der Deutschen über die Sprachähnlichkeit erklären. Die Autoren zeigen mit statistischen Verfahren, dass zwischen Regionen mit ähnlicher Mundart auch dann mehr Migration nachweisbar ist, wenn man den Effekt der Entfernung herausrechnet.

Ein Beispiel aus dem Südwesten von Baden-Württemberg: Die Mundart von Waldshut an der Schweizer Grenze ist - auch aufgrund gemeinsamer politischer und konfessioneller Zugehörigkeit in den vergangenen Jahrhunderten - derjenigen in Nordbaden viel ähnlicher als der Mundart geografisch näher liegender Landkreise, wie zum Beispiel Rottweil in Südwürttemberg. Dazu passt, dass Waldshuter eher nach Nordbaden als nach Rottweil ziehen - und umgekehrt.

Die Verteilung der Mundarten hat in Deutschland auch mit den vielen unabhängigen Fürstentümern und der konfessionellen Spaltung seit der Reformation zu tun, die das Land nicht nur politisch, sondern auch sprachlich prägten. vielerorts entsprechen die Grenzen zwischen Dialekten denen der früheren katholischen und protestantischen Fürstentümer.

„Diese Grenzen sind sehr zeitbeständig“, sagt Lameli. „Sie haben sich über Jahrhunderte hinweg entwickelt und werden vermutlich auch in Zukunft bestehen.“ Die Spielarten der Sprache kann man als eine Art regionales kulturelles Gedächtnis betrachten. Sie bilden Identitäten ab, die die Zeit überdauern und die Menschen in einem Raum prägen. Der Anthropologe Luigi Luca Cavalli-Sforza vergleicht die Sprache sogar mit dem Genom, dem biologischen Erbgut eines Menschen, und betont die Ähnlichkeit der genetischen und sprachlichen Entwicklungsgeschichte.

Kulturelle Verschiedenheit brems also die Globalisierung: „Selbst innerhalb eines geografischen Nahbereichs scheinen Menschen im Durchschnitt nicht willens zu sein, in eine kulturell unvertraute Umgebung umzuziehen“, schreiben die Autoren. Kulturelle Grenzen behindern so die Vereinheitlichung des nationalen Arbeitsmarktes - vom europäischen oder Weltmarkt ganz zu schweigen.



Ein Lebensmittel Laden in der Kastanienallee im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg: Mundarten sind Ausdruck kultureller Identität und beeinflussen auch den wirtschaftlichen Austausch.

SPRACHVARIANTEN

Dialekt Mundarten (oder Dialekte) sind regionale nicht standardisierte Ausprägungen einer Standardsprache, die von den Sprechern anderer Mundarten zumindest verstanden werden. Dialekte sind die kleinste Einheit sprachlicher Gemeinsamkeit: Der Dialektsprecher wird oft schon im Nachbardorf als ortsfremd erkannt. Vom Dialekt ist der Akzent abzugrenzen. Er bezieht sich nur auf eine charakteristische Aussprache. So kann ein Bayer Hochdeutsch mit bayerischem Akzent sprechen.

Regiolekt In vielen Regionen Deutschlands verändert sich der Dialekt und wird zu einer regional gefärbten Annäherung an Standarddeutsch. Dieser Regiolekt verrät durch Aussprache, Sprachmelodie, Wortwahl und Grammatik die Herkunft der Sprecher. Aus kleinen, lokalen Sprechgemeinschaften werden größere. Diese Regionalität wird das Deutsche in Zukunft prägen, prophezeit der Marburger Sprachforscher Jürgen Erich Schmidt.

